

Jugendliche Erinnerungen eines Memelländers

Von Karl-Heinz Jonuscheit

Geboren und aufgewachsen bin ich an der M e m e l zwischen den reichs-deutschen Städten Tilsit und Ragnit auf der litauischen Seite in der Gemeinde Bittehnen, gelegen am Fuße des sagenumwobenen Rombinusberges.

Das war zu der Zeit, da das Memelgebiet nach dem Ende des ersten Weltkrieges von Deutschland abgetrennt und seit 1923 - nachdem es ab 1919 unter alliierter Verwaltung mit französischer Besatzung gestanden hatte - mit einer Autonomie zu Litauen gehörte.

Unser jungliches Reich war die Memel, dieser urwüchsige Grenzfluß, der im Sommer 200 m und im Frühjahr, nach der Schneeschmelze und dem Eisgang, ungefähr 15 km breit war und jedes Jahr für einige Wochen kleine, auf erhöhten Stellen gebaute Dörfer bzw. Gehöfte sowie Bäume und ganze Gruppen von Sträuchern, einschloß. In den Sommermonaten waren hier saftige Wiesen mit duftendem Heu und fischreiche Teiche — umrahmt von gelbgrünen Büschen; ein wahres Paradies für Kiebitze und Wasservögel aller Art.

Mittags aus der deutsch-litauischen Dorfschule gekommen, flog der Ranzen mit den Schiefertafeln in die nächste Ecke; die Kuh, die Ziegen und Schweine gefüttert, in der Küche schnell Glums mit Milch gegessen, und schon waren wir am Memelufer zum Baden, Kahnfahren, Angeln oder im Winter zum Schlittschuhlaufen und in der Übergangszeit zum Eisschollenstaken.

Unser Lebensniveau war bescheiden, die Einnahmen der Eltern aufgrund von Absatzschwierigkeiten und der ständig sinkenden Preise für landwirtschaftliche Produkte sowie der niedrigen Löhne für Zusatzverdienste bei größeren Bauern und im Forst des Rittergutsbesitzers gering. Unter unsern Bauern ging das Wort um: Es ist billiger, den Wagen mit Butter zu schmieren als Wagenschmiere zu kaufen!

Die Bewohner unseres Landstriches - hauptsächlich Deutsche, aber auch Litauer, Polen, Juden, zum Teil auch Siedler bzw. Gefangene aus früheren Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten wie Russen, Salzburger, Schweizer und Franzosen - lebten friedlich miteinander. Sie beschäftigten sich mit Land- und Forstwirtschaft, Fischfang, Handwerk, Weidenrutenschneiden und -schälen sowie Flechten von Körben und anderen Korbwaren, ja und - wie an allen Grenzen - mit Schmuggeln (Lebensmittel von hüben und Industriewaren von drüben!) Die Menschen versorgten sich jeder auf seine Weise. Selbst die kleinen Leute hatten etwas Pachtland, hielten eine Kuh, aber zumindest ein paar Ziegen, Schweine, Hühner und ganze Scharen von Gänsen und Enten, die sich aus und an der Memel ernährten. Dennoch machten die Leute einen recht zufriedenen Eindruck; sie pflegten eine kulturelle Geselligkeit. Im Dorf, Kreis oder in der Nachbarschaft in Form von Heimatchören, Buchlesungen, Lientheatern, Festspielen, Sportvereinen u.a., ja, sie waren sogar stolz auf ihr Fleckchen Erde mit Wasser, Moor, Wiesen und Wald und ihre relativ politische Eigenständigkeit. In gewissem Sinne hatte sich hier eine eigene Identität bzw. Schicksalsgemeinschaft herausgebildet.

Bei alledem lebten sie aber in einem gewissen Spannungsverhältnis zur litauischen Zentralregierung in Kaunas und ihren Soldaten und Beamten an Grenze und Zoll einerseits und dem wiedererstarkenden Großdeutschen Reich, der Urheimat der deutschen Memelländer andererseits, von wo aus sich die von den Nationalsozialisten besonders geschürte „Heim ins Reich-Bewegung“ entwickelte (s. Obhutspflicht für alle Deutschen!)

Wir waren ein relativ kleines Gebiet mit der Hafenstadt Memel, jetzt Klaipeda, als Gebietshauptstadt und drei Landkreisen, alle rechtsseitig der Memel und dem Kurischen Haff sowie ein Stück Kurische Nehrung mit den bekannten Ostseebädern Nidden und Schwarzort und ein bißchen weiteren Ostseestrand nördlich der Hafen- und Werftstadt Memel.

Als ein so kleines Gebiet waren wir ohnehin ein Spielball zwischen dem großen Deutschen Reich und der ökonomisch und politisch schwachen Republik Litauen, die aber dennoch sehr nationalbewußt auf alte Rechte über das Memelgebiet aus dem frühen Mittelalter pochte.

Das zeigte sich insbesondere bei Wahlen, die immer unter dem Einfluß der beiden Nachbarstaaten, ja im Wahlkampf oft über die Köpfe der Menschen hinweg geführt, wobei der Einfluß Deutschlands mit dem Anwachsen des Nationalsozialismus immer stärker wurde. Diesen Spannungsverhältnis mußte sich natürlich in der gesamten Lebensweise bemerkbar machen und sich auch auf mein kindliches Denken und Fühlen in Alltag auswirken. Es drängt mich, das an Hand einiger Episoden aus meinem kindlichen Leben zu erhärten.

An der Memel war ständig etwas los. Entweder fuhren hier große Lastkähne - wir nannten sie Boydaks -gezogen von Schleppern mit dampfdröhnenden Motoren, Passagierdampfer, Fischerkähne, Segel-, Ruder- und Paddelbote oder lange Flöße mit Langholz, die sich stromabwärts treiben ließen und deren Bugsierung in der Memelbiegung am steilaufragenden, dunkelbewaldeten Rombinusberg - der sich mit seinen hohen Baumkronen malerisch im Wasser spiegelte - viel Geschick von den Steuerleuten erforderte. Eine sehenswerte friedliche Welt! Doch so friedlich war es hier nicht zu allen Jahreszeiten! Bei Eisgang auf der Memel, besonders im Frühjahr - zur Schaktarpzeit, wie wir sagten - stapelten sich vor dem Rombinusberg mit ungeheurem Getöse die Eisschollen zu hohen 10 - 20 m in der Sonne wie Kristall glitzernden Eisbergen, die einen Wasserstau bis zu unserem Ort verursachten und uns oftmals zwang, die Häuser zu verlassen bzw. mit kleinen Haustieren den Dachboden aufzusuchen. Es war auf jeden Fall ein großes Ereignis der entfesselten Natur, aber wir sahen diesen mit großer Gewalt ankommenden Wassermassen auch jedes Jahr mit Sorge entgegen.

In den Sommermonaten fuhr von unserm Ort aus auf Zuruf eine Seilfähre über die Memel hin und her, die durch seitlichen Wasserdruck geschoben wurde. Diesem Fährbetrieb sahen wir Jungen oft mit großem Interesse zu. Manchmal, wenn der Fährmann gute Laune hatte, durften wir mitfahren und die Seilsteuerung bedienen. Der dickbäuchige, braungebrannte Fährmann legte sich indessen auf die Planken und döste - nur mit einer Dreieckhose bekleidet - in der Sonne.

Doch beim An- und Ablegemanöver war er immer in seinem Element. Die Fährklappe mußte beim Anlegen hochgezogen, auf den Damm gelegt und angesichts der starken Strömung und des Drucks der auf- und abfahrenden Pferdewagen fest verankert werden. Zumeist wurden mit der Fähre leere Leiterwagen nach drüben - auf die deutsche Wiesenseite - und volle Heufuhren nach hüben auf unsere, die litauische Seite übergesetzt. Die Auf- und Abfahrt von der relativ kleinen Fähre war immer ein Problem. Oft scheuten die Pferde bei der schmalen Auffahrt auf die polternden Planken und angesichts des schäumenden Wassers beiderseits der Fähre. (Der Fährmann erzählte uns: daß einmal sogar ein Pferd vor Scheu seitwärts gesprungen, gestolpert, ins Wasser gestürzt und ertrunken sei!)

Auf unserer Seite wurden die Heuwagen am Zollhaus zumeist schon von litauischen Zollbeamten erwartet. Sie hielten lange dünne Stahlspieße in den Händen, mit denen sie die Heufuhren von allen Seiten durchstachen, um eventuell Schmuggelware auszumachen. Wir Kinder sahen diesem Schauspiel mit gemischten Gefühlen zu. Bei einer Heufuhre stieß ein Zöllner mit seinem blanken Stahlspieß auf etwas Hartes, ziemlich hell Klingendes. Der Bauer mußte die mit einem Wiesenbaum und Stricken fest gesicherte Fuhre vor den Augen des Zöllners schweißtriefend abladen und siehe da -zutage gefördert wurde ein neuer, blanker Kartoffeldämpfer. Der Bauer mußte nicht nur Zoll, sondern noch eine Strafe berappen und hatte die zusätzliche Arbeit der erneuten - immer recht komplizierten - Beladung, wobei wir Kinder aus Mitleid mithalfen.

Die Bauern waren zumeist jedoch so geschickt und wußten auch, wie sie bestimmte Waren verbergen bzw. über die Grenze bringen konnten. Doch es war immer ein Wagnis und schürte das

Mißtrauen gegenüber dem litauischen Zoll und dem litauischen Staat überhaupt.

Sonntags beobachteten wir Kinder Ausflugsraddampfer, die auf der Memel zwischen Tilsit und Ragnit oder gar bis Untereißeln an unserm Dorf vorbeiplätscherten. An Bord waren oft Soldaten der Deutschen Wehrmacht und andere, braun und schwarz Uniformierte, ja manchmal auch viele buntgekleidete Kinder, die zu uns mit Hakenkreuzfähnchen herüberwinkten und riefen: Memelland, bleib treu! Wir vergessen euch nicht! Wir holen euch „Heim ins Reich!“ Wir winkten zurück und lauschten den schrillen Tönen der Blasmusik.

Mein Vater, zuhause befragt, was das alles bedeute, erklärte mir - er war ein alter Sozialdemokrat, noch aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg: Die reichs-deutschen Nazis wollen uns, wie schon Österreich und das Sudetenland, wieder vereinnahmen!

Ich wußte nicht recht, ob ich mich darüber freuen sollte. Aber im Grunde meines Herzens freute ich mich doch!

Einmal, als ich an die Memel kam, schien es mir wie ein Weltwunder! Über den grünen Wiesen in der Memelniederung auf der deutschen Seite näherte sich am Horizont ein immer größer werdendes Ungeheuer - ich dachte in meinem kindlichen Gemüt unwillkürlich an einen feuerspeienden Drachen, der sich allmählich als länglicher, blaugrüner Ballon entpuppte und der über der Memel plötzlich stillzustehen schien. Er sah aus wie eine große Zigarre, die rauchte, und in der Tat schrieb sie bei näherem Hinsehen mit Rauch etwas, und ich buchstabierte nach und nach:

DEUTSCHLAND ERWACHE und immer wieder:
PERSIL PERSIL PERSIL

Schließlich wendete er in einem großen Bogen und verschwand ganz langsam hinter der hockgelegenen Tilsit-Ragniter Landstraße lautlos, immer kleiner werdend, so als wäre er nie dagewesen.

Ich rannte schnell nach Hause und erzählte meinen Eltern mit meiner sich fast überschlagenden Stimme das Erlebte und fürchtete, man würde es nicht glauben wollen. Meine Mutter sagte indessen wie selbstverständlich: Das war das Luftschiff „Graf Zeppelin“, es wirbt für das Waschpulver „Persil“ und für das braune „GROSSDEUTSCHLAND“!

Wie schon erwähnt, war die Ernährungslage bei den kleinen Leuten in unserm Dorf immer etwas angespannt. Fleisch stand nicht jeden Tag auf dem Tisch. Doch vieles lieferte die noch unverbrauchte Natur gratis, man mußte es nur zu nutzen wissen! Und das konnten die Leute auf vielfältige Weise in Wald und Feld, aber vor allem an der Memel! Eines Tages, als ich aus der Schule kam, sagte meine Mutter etwas traurig: Mein Junge, wir haben heute außer Kartoffeln nichts zum Mittagessen! Und ich antwortete sofort, wie aus der Pistole geschossen: „Mama, ich hole einen Fisch!“ - und war schon mit zwei Angeln unterwegs in Richtung Memel. Ich war überzeugt bei dem Fischreichtum im Fluß - und zumal es etwas gewittrig war und die Fische in dieser Atmosphäre gut beißen - daß ich etwas fangen würde.

Es war mir allerdings nicht ganz geheuer, denn ich hatte wie viele meiner Altersgenossen - keinen Angelschein, und manchmal tauchte der litauische Fischmeister plötzlich mit seinem Boot aus einer bewachsenen Memelbucht auf bzw. lag dort schon auf der Lauer! Aber dieses Risiko mußte man in Kauf nehmen!

An der Memel angekommen - es waren ja auch nur etwa 150 m - nahm ich zunächst die kleine Angel, steckte einen Regenwurm, den ich auf der sumpfigen Wiese am Poggenteich rasch ausgebuddelt hatte, auf den Haken und fing vom Spickdamm aus an zu angeln. Schon beim 2. Wurf senkte sich die kleine Pose, und ich förderte einen wie Silber glänzenden Ukelei zutage. Diesen befestigte ich kurzerhand an seinem Maul am großen Haken der Hechtangel und warf schnell von Spickdamm in die Strömung ein.

Wie günstig der Augenblick war, sah ich schon daraus, daß immer wieder kleine Fische scharenweise fluchtartig aus dem Wasser aufsprangen und das Weite suchten. Die Hechte jagten

ihre Beute! Eigentlich wollte ich, wie üblich, das Angelende unter einen großen Stein schieben, um erneut mit der kleinen Angel Aufstecher zu angeln, aber ich wollte meinen Augen nicht trauen, plötzlich war die Korkpose nicht mehr zu sehen. Im nächsten Moment spürte ich an einem Zucken der Angelschnur, daß ein Fisch an meiner Angel war. Ich gab mit meinem Körper und der Angel nach - eine moderne Rollenangel besaß ich nicht! - straffte die Schnur und siehe da, ich zog einen stark zappelnden, etwa dreiviertelpfündigen Hecht heraus.

Vor Anstrengung und Aufregung mußte ich mich auf einen Stein setzen, um mich zu beruhigen.

Als ich mir den Hecht etwas näher ansah, dachte ich, eigentlich ist er etwas klein für eine Mahlzeit von zwei Personen, und ich beschloß weiterzuangeln. Ich nahm die kleine Angel wieder zur Hand, ging an die stille, von Schilf und anderem Grünzeug bewachsene Seite des Spickdamms und warf, nachdem ich einen neuen Regenwurm aufgesteckt hatte. Wieder mußte ich mehrfach einwerfen und den Wurm immer wieder erneuern, bis ich endlich eine kleine, aber schön breite Plötze fing. Das war geradezu ein idealer Aufstecher, stabiler und breiter als ein Ukelei. Ich konnte ihn mit dem großen Hechthaken am Rücken befestigen, so daß er im Umherschwimmen nicht gehemmt war.

Ich warf die Hechtangel wieder ein und behielt sie sicherheitshalber gleich in beiden Händen. Die Korkpose hüpfte, gezogen durch die Plötze, immer wieder auf und nieder, hin und her. Plötzlich krachte es ganz ungeheuer über dem Wasserspiegel; ich hatte das herannahende Gewitter ganz vergessen und erschrak angesichts des hellen Blitzes über der stahlblauen Wasseroberfläche. Ich dachte unwillkürlich an den litauischen Gewittergott Perkunas vom Rombinus! Ich nahm allen Mut zusammen, ließ mich nicht erschüttern, zumal die kleinen Fische nach allen Seiten sprangen, ja ich glaubte sogar einen großen Fisch kurz unter der Wasseroberfläche zu sehen. Ich zog die Angel heraus und warf erneut in Richtung der unruhigen Stelle ein. Gleichzeitig fing es sturzartig an zu regnen. Ich wollte schon die Angel herausreißen, um das Weite in Richtung Heimat zu suchen. Da wurde ich mit meiner Angel mit einem ungeheuer starken Ruck ins Wasser gerissen. Ich hätte beinahe die Angel losgelassen, aber es war die Angel meines Vaters, und ich hatte ihm versprochen, sie nicht mehr zu benutzen.

Im ersten Moment dachte ich, das Ganze hätte etwas mit dem Blitz und Donner zu tun, und ich rappelte mich schnell auf, was auch möglich war. Doch aus Erfahrung wußte ich, daß ein Hecht, wenn die Flucht auf Anhieb nicht gelingt und der Schmerz des Angelhakens in seinem Maul zu groß wird, er zunächst geschockt verhielt und sogar etwas zurückkam. Ich zog deshalb die Angel wieder langsam an, spreizte die Beine ganz gewaltig und siehe da, es erfolgte der gewaltige Ruck, der mich barfuß auf den glitschigen Steinen wieder ins Wasser riß. Ich gab sofort wieder etwas nach, war jedoch wieder bei bis zum Bauch ins Wasser geraten. Ein Glück, daß der Regen plötzlich nachließ und ich die Situation besser überschauen konnte.

Ich überlegte kurz, wie ich den Fisch, der offenbar sehr groß war, am besten ans Ufer bringen könnte. Auf der Stromabwärtsseite des Spickdamms war eine Sandbank, und ich versuchte den Fisch allmählich nach der Seite zu ziehen. Das gelang mir auch nach und nach. Ja, es gelang mir sogar so weit, daß ich den Fisch, es war ein Hecht, in seiner ganzen Größe sah. Beim Heranziehen sperrte er sein Maul weit auf und schlug mit der Schwanzflosse fürchterlich hin und her, sodaß es mir Angst wurde und ich wieder ins Wasser stürzte, aber diesmal laut um Hilfe rief. Unser großer Nachbarsohn Fritz hatte offenbar von seinem erhöhten Hof aus meinen Kampf beobachtet und kam in großen Sprüngen mit seinem großen Kescher angestürzt und schrie immer wieder: „Halte die Angel fest, ich komme!“ Ich tat was ich konnte. Und er zog mich und den Fisch mit meinem großen Kescher aus dem Wasser!!!

Fritz wischte sich die Spritzer aus dem Gesicht, staunte und sagte nur: „Alle Achtung, so einen großen Hecht habe ich bisher noch nicht gefangen!“

Ich wußte nicht wie mir geschah, nahm stolz den Hecht in seinem Kescher auf die Schulter, ließ die Angeln liegen und zog heimwärts. Mutter erwartete mich schon am Hoftor, und ich zeigte ihr strahlend meine Beute!

Mutter sagte nur: „Gott hat geholfen!“ Und es schoß aus mir heraus: „Nachbars Fritze hat mir

geholpen, Mama!"

„Laß nur gut sein", sagte Mutter und strich mit ihrer verarbeiteten Hand über mein Haar.

Mittwochs stand ich manchmal schon als elfjähriger Junge auf dem Markt in Übermemel, der litauischen Seite von Tilsit - dort wo die Memel durch die alles überragende, weit sichtbare, graue eiserne Bogenbrücke mit dem stolzen Namen der Königin Luise überspannt wurde. Schon als Kind war mir diese Brücke ein Wahrzeichen deutscher Größe und Wertarbeit. Ich verkaufte hier selbstgeangelte Fische - Hechte, Rotfedern und Barsche - manchmal auch Butter und Eier vom Kätnerhof meiner Eltern an reichsdeutsche Städter aus Tilsit.

Die Bauernfrauen überschrieen sich gegenseitig mit ihren Angeboten. In deutlicher Erinnerung habe ich immer noch den schrillen Ruf einer dicken rotbäckigen und mit langen Röcken bekleideten Bäuerin - ihre von der Hitze weichwerdende Butter anpreisend: „Madamchen - steinharte Butter, Butter wie Stein!"

Die reichsdeutschen Städter, alle gut gekleidet - geschniegelt und gebügelt, wie meine Mutter zu sagen pflegte - offenbar an dererlei Werbung gewöhnt, ließen sich kaum beeindrucken. Sie zogen in aller Ruhe ihre eigenen, in Pergament gewickelten Löffelchen aus ihren farbigen Tragetaschen, kosteten hier und da die feilgebotene Butter und spieen sie geringschätzig und manchmal „Pfui!"-rufend aus, wenn sie ihnen nicht behagte. Sie tranken nicht nur Milch aus mitgebrachten Gläsern, die die Bauern mit Meßbechern aus großen Milchkannen füllten, sondern oft auch süße Sahne!

Ja, sie waren reich, die Reichsdeutschen!

Unsere litauische Währung - Lit und Cent! - hatte im Vergleich zur Reichsmark nur einen ganz geringen Tauschwert. Deshalb konnten sie sich bei uns für wenig Geld viel leisten, was uns natürlich ein wenig traurig und neidisch machte. Unsererseits war es deshalb geradezu eine Jagd auf die Reichsmark, die wir zum Kauf von Industriewaren im Reich dringend benötigten. Ich hatte in diesem Marktgewimmel zu tun, um mich als relativ kleiner Junge zu behaupten. Doch zumeist gelang es mir, meine Produkte loszuwerden; sicherlich, wie ich heute bekennen muß, auch aus Mitleid gegenüber meiner bescheidenen Größe und Bekleidung - ich trug oft die ausgediente, mir viel zu lange Jacke meines großen Bruders und eine schon ziemlich verblichene Matrosenmütze - aber vielleicht auch aus einem gewissen Solidargefühl. Ich hörte einmal in der Unterhaltung der reichsdeutschen Städter das Wort fallen: „Eigentlich sind sie ja auch Deutsche!"- was mich schon als Kind etwas nachdenklich stimmte!

Bevor ich das vereinnahmte Geld in die große Jackentasche steckte, schaute ich mir mitunter die geprägten Bilder auf den silbernen Geldstücken an. Ich sah auf der einen Seite einen alten Herrn mit einem etwas gequollenen Gesicht in einer Soldatenuniform darunter stand: v. Hindenburg - auf der anderen Seite ein die Flügel und Krallen hartgespreizter Vogel, ein Geier oder Adler, der mir irgendwie Respekt einflößte.

Mit dem eingenommenen Geld (RM) lief ich über die Memelbrücke, nachdem ich dem litauischen Grenzsoldaten die Grenzkarte meiner Mutter vorgezeigt hatte, nach Tilsit, drückte mir die Nase platt an den strahlenden Schaufenstern mit Spielzeug und kaufte mir schließlich in der Schuhfiliale von TACK ein Paar schwarze Schuhe, die ich dringend brauchte. Das Geld reichte natürlich nicht, und meine Tante, die in dem Schuhgeschäft Verkäuferin war, zahlte den Rest, wie ich später erfuhr. Ja, sie hatte mir sogar noch ein paar Mark zurückgegeben.

Meinem Vater kaufte ich in einem anderen Geschäft die bei uns sehr raren Feuersteine für sein Feuerzeug, meiner Mutter ein Stückchen duftende rosarote Seife und meiner kleinen Schwester eine gelbe Banane. Letzte schenkte mir die Händlerin sogar, da ich sehr lange brauchte, die geforderten Dittchen einzeln aus meiner Jackentasche zu angeln.

Das Problem war nun, die Schuhe sicher über die Zollgrenze zu bringen. Dazu half folgende, mir von meiner Mutter eingeprägte Prozedur! Die alten - ohnehin verbrauchten - Schuhe, in einem Hauseingang ausziehen, stehen lassen und die neuen sofort anziehen. Dann lief ich auf der deutschen Seite an den Memelstrom, watete im Sumpf hin und her, zerkratzte an steinigen Stellen

die glänzenden Sohlen, bis die Schuhe nicht mehr neu aussahen und kam so, wenn auch ein wenig zitternd, über die Brücke an den litauischen Zöllnern vorbei - ohne den hohen Zoll zahlen zu müssen. Dort ging es mit meinem auf einem Hinterhof abgestellten Fahrrad über die Wiesen entlang der Memel und des weit sichtbaren Rombinusberges wieder heimwärts. Natürlich große Freude und Anerkennung bei Mutter, Vater und Schwesterchen.

Die Winter- und Weihnachtszeit ist mir in meinem heimatlichen Ort an der Memel und dem sagenumwobenen Rombinusberg in besonderer Erinnerung geblieben.

An der Memel erlebten wir fast immer eine sahnweiße Weihnacht. Die Kiefern, Fichten und Kadicks auf dem Rombinus waren schneebedeckt. Die Äste neigten sich fast bis zum Boden. Die laubfreien Bäume wie Eichen, Buchen, Erlen, Pappeln und Weiden waren auf bizarre Weise befroren und rasselten im Winde. Auf der Memel krachte das Eis im klirrenden Frost und flimmerte im Mondschein in allen Farben. Die Lichter der reichsdeutschen Städte Tilsit und Ragnit spiegelten sich in langen Bändern auf dem Eis der Memel bis zum Rombinus und unserem Ort. Die Dorfstraße war ständig bevölkert. Immer wieder erklang Glockengeläut der Pferdeschlitten und das Gejohle der Kinder, die sich mit ihren Rodelschlitten in langen Schlangen angekoppelt hatten, gefolgt von bellenden Hunden.

Überall, wo es möglich war, vor allem an den Hängen des Rombinusberges rodelten Kinder und tollten sich im Schnee. Die einen kamen mit rasender Geschwindigkeit und lautem Geschrei herunter - oft zu zweit oder zu dritt, manche rückwärts oder bäuchlings auf dem Schlitten, andere stampften, ihre Schlitten an einer kurzen Leine ziehend oder schiebend, keuchend, oft auf Holzpantschen - nach oben. Schneebälle flogen hin und her!

Am buntesten und lautesten war an den Nachmittagen das Getümmel auf dem Eis der überfluteten Memelwiesen. Weithin scholl der Ruf der Jugendlichen: Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann? ... Niemand! - ein beliebtes Spiel zwischen zwei sich gegenüberstehenden Parteien mit Schlittschuhen auf dem Eis. Das rasche Durchbrechen der anderen Linie, ohne abgeschlagen zu werden, war eine Hetzjagd, daß die Fetzen flogen!

Andere, vor allem Jungen, bildeten untergehakt lange Linien und buchteten so stark auf dem manchmal noch nicht sehr starken Eis, daß eine Wellenbewegung entstand und das Eis immer wieder aufbrach und einer nach dem anderen ins Wasser purzelte - zum Leidwesen der Mütter, die ihre liebe Not mit dem Trocknen der Sachen hatten!

Die größeren Jungen spielten Eishockey und oft so stürmisch mit ihren Schlägern aufschlagend, daß das Eis knackte! Manche stürzten und rutschten in ihrer ganzen Körperlänge meterweit über die glatte Eisfläche.

Einige junge Männer liefen auf dem blanken Eis des Margensees - nahe am Schreitlaugker Forst des Rittergutsbesitzers v. Dreßler auf der einen - und mit Blick auf Ragnit, hinter Wiesen, Weidenbüschen und dem Memelstrom - auf der anderen Seite. Mit einem Beil in der Hand verfolgten sie Fische, die an flachen Stellen kurz unter der Eisoberfläche schwammen und schlugen mit der stumpfen Seite blitzschnell zu, wenn sie in ihrer Nähe waren. So wurden die Fische betäubt und legten sich auf den Bauch. Es war dann nur eine Kleinigkeit, das Eis aufzuhacken und den Fisch herauszuholen.

Das konnte vielleicht, bei entsprechender Größe, schon ein schöner Weihnachtsbraten sein!

Ältere Männer zogen bei Dunkelheit ihre Schlitten - mit daraufliegenden vielzinkigen Speeren, die an langen Stangen befestigt waren, auf dem Eis entlang des Rombinusberges - bis zu einer bestimmten Stelle in der Mitte der Memel - auf der sich auf dem Grund Quappen, eine schwarze, dickköpfige Fischart, in einer großen Anzahl sammelten. Die Quappen hatten den weiten Weg aus der Ostsee durch das Kurische Haff und das Memeldelta hinter sich und überwinterten an einigen Stellen auf dem Memelgrund. Die Männer hackten das Eis mit Eisäxten in länglichen Löchern auf und begannen auf dem Grund mit ihren Speeren die Quappen zu stechen und von Zeit zu Zeit hochzuziehen. Das war zwar verboten, und die litauischen Zöllner verfolgten dieses Delikt, doch die Not zur Winterzeit machte manche Leute auch hier erfinderisch. Und es gab zur Winterzeit auch immer wieder Leute, die die zugefrorene Memel dazu benutzten, Schmuggelware nach

drüben oder nach hüben zu transportieren. Ja, es gab Fälle, wo sogar lebendes Vieh, junge Bullen und Stärken und selbst Pferde über das Eis auf die deutsche Seite geschafft wurden. Das war natürlich nicht ungefährlich; denn es bestand immer eine gewisse Einbruchsfahr auf dem Eis, aber auch wegen der litauischen Grenzer. Doch, wer an der Memel wohnte, kannte auch ziemlich genau die Gefahrenstellen und den Rhythmus der Militärstreifen.

In den Häusern wurde in der Vorweihnachtszeit überall gehäkelt und gestrickt und letzte Weihnachtsgeschenke bzw. Überraschungen vorbereitet. Beizeiten wurde schon Weihnachtskuchen gebacken - Pulverkuchen, Mohnkuchen, Glumskuchen, Pyrak und fette Torten, aber vor allem Kleingebäck: ausgestochene Herzchen, Sternchen, Hampelmänner und jede Menge Pfeffernüsse. All diese und andere Leckereien brachten die Mütter in Steintöpfen unter und sicherten sie so vor dem Zugriff der Kinder. Der Duft war ja auch verführerisch!

Die Kinder konnten den Weihnachtsabend kaum erwarten. An richtiges Schlafen war nicht mehr zu denken. Herrlich erklangen überall weihnachtliche Lieder - zu Hause, in der Dorfschule und in der methodistischen Sonntagsschule. An dem ziegelroten Schulgebäude wurde ein großer Tannenbaum aufgestellt und die Klassenräume mit frischem Tannengrün geschmückt. Weihnachtsfeiern mit Theateraufführungen wurden gründlich vorbereitet und zusammen mit den Einwohnern des Ortes durchgeführt. Der Weihnachtsabend kam, und wir empfanden alles wie im Rausch!

Ich habe an einen Weihnachtsabend eine besondere Erinnerung! Als ich 12 Jahre alt war, durfte ich zum ersten Mal Weihnachtsmann in unserm Dorf spielen. Das hatte natürlich eine Vorgeschichte! Es hatte sich so ergeben, daß ich seit meinem 10. Lebensjahr die Nachmittage und manchmal auch die Wochenenden, aber manchmal auch die Ferien im Hause unseres Bürgermeisters, einem entfernten Verwandten, verbrachte. Der Bürgermeister war ein sehr kluger Mann mit einem geradezu sagenhaft guten Gedächtnis. Er hatte ein großes Allgemeinwissen, beherrschte nicht nur ausgezeichnet die deutsche, sondern gleichzeitig die litauische Sprache in Wort und Schrift. Ich staunte, wie er selbst die Häkchen an den Endbuchstaben der litauischen Worte zu setzen wußte. Und das auch ohne litauische Schulbildung! Er schrieb für viele Bürger Gesuche und Anträge an den Landrat v. Schlenther in Pogegen oder das Gericht in Wischwill, an das Direktorium in Memel, an die litauische Regierung in Kaunas und selbst an den litauischen Staatspräsidenten Smetonas. Er war in der Gemeinde und in der Umgebung allgemein anerkannt und beliebt; sein Rat wurde gesucht und geschätzt!

Er beherrschte seine Wünschelrute genau so gut wie seine Geige. Er stand indem Ruf, Menschen durch Handauflegen und Besprechen heilen zu können, so bestimmte Exeme! Aber die Bauern holten ihn auch, wenn ihr Vieh erkrankt war, und er wußte auch hier die richtige Medizin.

Da ich zu meiner Schulzeit noch eine gute Schrift hatte, durfte ich die Gemeindebekanntmachungen abschreiben und zu den Einwohnern, besonders den Bauern, die auf abgelegenen Höfen wohnten, bringen. Die Bauern sagten schon, wenn sie mich kommen sahen: Der kleine Bürgermeister kommt!

Angst hatte ich lediglich vor den großen Hunden, aber sehr oft auch vor Schafböcken, zischenden Gantern und nicht zuletzt vor den sich gewaltig aufplusternden Truthähnen, die mich nicht auf den Hof lassen wollten.

Die alten Bauern nahmen mich offenbar auch ernst, denn sie unterhielten sich mit mir über Probleme der Gemeinde und über Landwirtschaft und Viehzucht. Ich wußte natürlich fast alles über unser Dorf. Einige führten mich auch in den Pferdestall. Mit besonderem Stolz zeigten sie mir ihre Trakehnerstuten und Fohlen, die gerade das Brandzeichen erhalten hatten.

Am Weihnachtsabend hatte ich eine ehrenvolle Aufgabe. Ich durfte den ärmeren Bürgern in der Gemeinde ein kleines Geldgeschenk des Bürgermeisters überbringen.

Bevor ich mich auf den Weg machte, erhielt ich von den Schwestern des Bürgermeisters - die drei Geschwister waren nicht verheiratet und lebten in einem Haushalt zusammen - ein Weihnachtsgeschenk; eine große bunte Tüte mit Äpfeln, Haselnüssen, eine duftende Apfelsine,

Pfeffernüsse, Feigen, Johannisbrot, jede Menge Kleingebäck und Kekse und schließlich das Wichtigste, eine Stabtaschenlampe, die ungeheuer weit strahlte.

Zu dieser kleinen Bescherung wurden bereits vorzeitig am Weihnachtsbaum die Lichter angezündet und was mich besonders berührte war, daß mir der Bürgermeister auf seiner Geige ein Weihnachtsständchen brachte, und zwar mein Weihnachtslieblingslied: Süßer die Glocken nie klingen, als zu der Weihnachtszeit!

Ich staunte, wie gut er selbst Weihnachtslieder auf seiner Geige spielen konnte. Dabei verließ er sich ganz auf sein Gedächtnis, Gehör und Gefühl, denn er kannte, wie er mir einmal anvertraut hatte, keine Noten. Ich sang ihm manche Lieder vor, die ich in der Schule gelernt hatte, und er spielte die Melodie ohne Mühe nach.

Als sein Spiel verklungen war, sagte er, auf die Uhr schauend: „Aber jetzt muß der Weihnachtsmann im Dorf seine Mission erfüllen. Mach dich auf den Weg!“

Die Aktentasche mit den Briefumschlägen, in denen sich das Geld befand, unterm Arm, verließ ich das Haus und zog die verschneite Dorfstraße entlang. Feierliche Stille im ganzen Ort, nur aus den Häusern vernahm man feierlichen Gesang. Aus den Schornsteinen quoll dicker weißer Rauch, ein Zeichen, daß die Stuben gut beheizt wurden. Ich konnte es nicht lassen, in die Fenster zu schauen, die strahlenden Lichterbäume und die selbstgefertigten Sterne zu bestaunen. Das gedämpfte Kerzenlicht erübrigte die sonst üblichen Petroleumlampen. Manche Dorfbewohner saßen schon am Tisch, tranken und ließen es sich schmecken. Bei anderen war die Bescherung in vollem Gange. Die Kinder sagten Gedichte auf, und der weißbärtige Weihnachtsmann im roten Mantel und mit großem Kartoffelsack, bewaffnet mit einer langen Rute, verteilte die Geschenke.

Aus einer offenen Stalltür hörte ich Pferdewiehern und sah einen Mann auf dem Futtergang hantieren. Da die Laterne nur ein spärliches Licht verbreitete, trat ich an die Stalltür heran, um zu sehen, wer am Weihnachtsabend noch im Pferdestall wirtschaftete. Und ich sah, wie ein Mann mit einem Eimer etwas in die Pferdekrippen schüttete. Ich erkannte den litauischen Knecht Stasys, der mir als Vorsänger der litauischen Landarbeiter - wenn sie gruppenweise durch das Dorf zogen - mit seiner tiefen, leidenschaftlichen Stimme aufgefallen war. Und ich sagte: „Laba, vakara, „Stasys“ und fragte: „Was machst du noch am Weihnachtsabend hier?“ Und er antwortete in gebrochenem Deutsch: „Ich den Pferden gebe Hafer, weil Weihnachten heute!“

„Das ist schön, Stasys, du bist ein guter Mensch“, wußte ich nur zu sagen. Ich griff in meine bunte Tüte, zog meine so herrlich duftende Apfelsine heraus und reicht sie ihm. Und er sagte gerührt: „Aciü, aciü, junger Ponas!“ Ehrlich gesagt, ich war ziemlich stark verwirrt durch diese herrschaftliche Anrede und sagte schnell: „Ich muß weitergehen, schöne Weihnachten“; und er zog die Mütze vom Kopf und machte einen Diener!

Auf meinem weiteren Weg klopfte ich bei einer ganzen Reihe von Einwohnern an. Einige waren schon ziemlich alt, krank oder gebrechlich und mußten das Bett hüten. Doch überall - und wenn es noch so ärmlich war - feierliche Stimmung. Oft riefen sie mir gleich zu: „De Wiehnachtsmann ist doa!“

Freudestrahlend und sichtlich gerührt nahmen sie die Geldgeschenke entgegen. Sie baten mich zumeist, in die warme Stube zu kommen, um mich aufzuwärmen, reichten mir einen warmen Trunk oder drückten mir ein paar Bonbons in die Hand.

Ein ärmlicher Haushalt hat mich am Weihnachtsabend besonders beeindruckt! Als nach meinem Klopfen die schon ziemlich baufällige Tür eines alten Holzhauses geöffnet wurde, sah ich eine große Familie - vom Großvater bis zum Enkel - an einem langen, einfachen Brettertisch in der Wohnküche in stiller Erwartung sitzen. Die Herdplatte glühte und strahlte eine wohlige Wärme aus. Auf der anderen Seite des Tisches, nahe am Fenster, der von Kerzen erleuchtete Weihnachtsbaum. Engelhaar, angestrahlt durch die Kerzen, gab dem Baum eine bezaubernd milde Note. Würziger Tannenduft durchströmte den Raum. Selbst die Wände waren mit Tannengrün geziert -eine ganz natürliche Atmosphäre.

In der Mitte des Tisches - und das fesselte mich vor allem - lag in einer großen Pfanne nicht wie

üblich eine Weihnachtsgans oder ein großer Fisch, sondern ein fast schokoladenbraun gebackener Schweinskopf mit Rüssel und Ohren, wie man ihn in den Schaufenstern der Fleischerläden sehen konnte. Alle Blicke waren auf dieses Weihnachtsmahl gerichtet.

Als ich die Stube betrat, rückten alle wie selbstverständlich zusammen, und ich durfte neben dem Großvater Platz nehmen. Obwohl ich schon gegessen hatte und - ehrlich gesagt - mit diesem Braten nicht gerechnet hatte, wagte ich nicht, die freundliche Einladung auszuschlagen.

Der Großvater, ein würdiger alter Mann mit kahlgeschorenem Kopf und einem festlich gewirbelten Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart und stark gefurchtem Gesicht - ein alter, von der rauhen Natur geprägter Memelfischer - erhob sich mühsam, faltete die Hände und sprach in gewohnter Weise: „Wie welle bete! (Und alle erhoben sich, seinem Beispiel folgend) Voaderonser, der Du best em Hemmel, gehieligt werde Dien Noame...“ und alle sprachen ihm nach, Satz für Satz - bis zum Amen!

Und in die so entstandene feierliche Stille hinein räusperte sich die älteste, mit einer weißen Schürze bekleidete Frau - es war die Großmama - und fügte in sanftem Ton, den Blick nach oben gerichtet, bescheiden hinzu: „Herr, wir danken Dir für das reiche weihnachtliche Mal, das Du uns bescheret hast - A m e n.“

Als das Gebet verklungen war und sich wieder alle gesetzt hatten, zog der Großvater die große Pfanne heran und begann mit einem großen Messer den Braten zu teilen. Das wirkte geradezu wie ein Zeremoniell! Nacheinander wurden ihm die Teller gereicht, die schon mit etwas Feinbrot, Sauerkohl und Meerrettich versehen waren, und alle wurden so versorgt. Auch ich erhielt wunschgemäß ein Stück knorpliges Schweineohr.

Alle aßen mit sichtlichem Behagen. Dankbarkeit und Zufriedenheit sah man in den Gesichtern. Und es war so feierlich, wie man es nur einmal erleben kann!

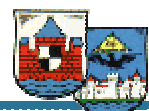
Nachdem alle gesättigt waren, erhob einer der Söhne das Glas mit hellrot leuchtendem Johannisbeerwein und sagte einfach: „Gesegnete Weihnacht!“ und alle stimmten ihm auf gleiche Weise zu. Und ein kleines Marjellchen mit zwei blonden Zöpfchen, kaum mit dem Kinn die Tischkante erreichend, rief schon etwas ungeduldig: „Aber nun wollen wir Weihnachtslieder singen!“

Und es erklang in allen Tonlagen: „Stille Nacht, heilige Nacht... O du fröhliche, o du selige... Am Tannenbaum die Lichter brennen... Es ist ein Ros' entsprungen...!“ Und viele andere Weihnachtslieder und auch Volkslieder in deutscher und einige auch in litauischer Sprache.

Ich habe im Laufe meines Lebens viele Weihnachtsfeiern erlebt, an der Front, in der Heimat und in mehreren Teilen Deutschlands, aber keine hat mich so tief bewegt wie diese schlichte Weihnachtsfeier!

Autor : © 2010 Karl-Heinz Jonuscheit

Quelle : „Memel-Jahrbuch“ für das Jahr 2011 Seite 71 und 2012 Seite 63 –
Selbstverlag Manfred Malien 24211 Preetz



© 2011 Kreiskommunität Tilsit-Ragnit e.V.
<http://www.tilsit-ragnit.de>
letzte Änderung am 11.11..2011